

«MANN» VERSUS «MENSCH»
Zu Christa Wolfs Erzählung «Selbstversuch»

ANNA CHIARLONI PEGORARO

TURIN

I

Es gibt ein Bild von Magritte aus dem Jahr 1934 mit dem Titel *Le viol*. Es stellt das Portrait einer Frau dar, deren Sexualorgane die Züge ihres Gesichts formen: Abbild der Vergewaltigung der Frau als Gegenstand männlicher Begierde. Doch auch Negation der Erkenntnis – eben des Kopfes – durch den Sexus: die Frau als Symbol einer Funktion, als Individuum, dem jede mögliche, selbst unbewußte Identität versagt bleibt, sofern es zum Gebrauch und nicht zur Entscheidung, zu angeborener Unterwerfung ohne jegliche Autonomie bestimmt ist.

Das Bild vereint auf erstaunliche Weise viele der in den letzten zwanzig Jahren von der Frauenbewegung diskutierten Elemente. Auf der einen Seite enthält es den Protest gegen die Beschränkung der Frau auf Projektionen der männlichen Sexualität im Bereich von Reproduktion und Ungleichheit, auf der anderen eine Redefinition der eigenen Existenz und der jetzt als hierarchisch empfundenen Beziehungen zum anderen Geschlecht und zur «maskulinen» Kultur, nachdem die ersten Schritte auf dem Weg der Emanzipation zurückgelegt und die Gleichberechtigung erreicht sind. Dabei geht es um die Abrechnung mit einer provisorisch übernommenen, einer «gecharterten» Kultur – der Anglizismus unterstreicht die Fremdheit der Frau gegenüber der entliehenen Sprache –, deren Behauptungs- und Vergewaltigungsmechanismen in ihrer geschichtlichen Entfaltung einer Untersuchung unterzogen werden.

Diese Momente, die im Westen das Ergebnis einer auch kollektiven Bewußtwerdung in sich sensibilisierenden Frauengruppen sind (und das Profitinteresse etablierter Verlage anziehen), werden nun auch in der osteuropäischen Literatur zur Sprache gebracht. Dieser Umstand überrascht insofern in gewissem Sinn, als die Situation der Frau im Vergleich zum Westen Unterschiede aufweist, die sich aus der marxistischen Konzeption der Frauenfrage herleiten, nach der die Emanzipation der Frau als Moment des Klassenkampfes durch Verwirklichung des Sozialismus implizit realisiert wird. In Osteuropa begünstigt zwar eine entwickeltere Rechtsprechung die Lage der Frau, und sie untersteht nicht dem Druck einer Sexideologie, wie sie

etwa von den westlichen Massenmedien verbreitet wird, doch scheint die ›Frage‹ nicht gelöst, noch scheint sie einfach ein Problem abweichender Rechtsnormen und unterschiedlicher Institutionen zu sein, die, relativ stabil, sich langsam verwandeln wie Familie, Schule, Sprache und jene verbindlichen Formen, die eher implizit als explizit das individuelle Verhalten beeinflussen. Damit soll die Bedeutung dieser Unterschiede nicht geschmälert werden, schon deshalb nicht, da sie in den 60iger Jahren einen wichtigen Anlaß zur Konfrontierung für die marxistisch orientierten westlichen Feministinnen dargestellt haben: eine Konfrontation, die, aus der Hypothese entstanden, daß die sozialistische Revolution die Lage der Frau verändern könne wie die der Neger oder der Juden – so meint de Beauvoir in *Le deuxième sexe* –, sich bald darauf in einen Konflikt, in eine Denunzierung der in den sozialistischen Ländern sich weiter behauptenden Rückständigkeiten verwandelte, dem in den 70iger Jahren die Hinwendung zum sogenannten radikalen Feminismus folgte. Ein exemplarisches Beispiel hierfür liefert die Polemik der Irigaray mit der PCF,² der die irritierte Feststellung zugrunde liegt: «les gauchistes sont des pachas».³

Begrenzt man jedoch die Fragestellung auf die Deutsche Demokratische Republik, also auf ein Land des «realen Sozialismus», in dem der Unterschied zwischen Rechtslage und sozialer Wirklichkeit im Hinblick auf die Lage der Frauen nicht so ins Auge fällt,⁴ und überblickt man die Themen und die Ergebnisse der von den Frauen geführten Diskussion, so wird unmittelbar klar, daß das Problem sich nicht auf juristische Mängel eingrenzen läßt, sondern die Frage nach der eigentlichen Identität der Frauen aufwirft, und daher wie im Westen die Redefinierung der persönlichen Geschichte und des Verhältnisses zur männlichen Welt verlangt. Es ist jedoch angebracht, vor dem Aufzeigen der Analogien die Unterschiede im politischen und kulturellen Bereich hervorzuheben, das heißt, die Ausdrucksformen zu beschreiben, in denen die Problematik anklingt und Gestalt gewinnt. Es war die Rede von der auf Seite der Frauen geführten Diskussion. Dem ist konkretisierend hinzuzufügen, daß es in der DDR, wie in den osteuropäischen Ländern im allgemeinen, keine kollektive und globale Diskussion, keinen Feminismus öffentlichen Charakters gibt. Der Ausdruck *Feminismus* hat sogar eine negative Bedeutung angenommen, nicht nur, weil er auf die Ende des 18. Jahrhunderts von Bebel heftig kritisierte reformistische, bürgerliche Bewegung zurückgeht, sondern auch auf Grund von häufiger Assoziation mit *westlich*, *Männerhaß* und *Lesbierintum*, mit Tendenzen also, die als dem System antagonistisch gegenüberstehend einer rigiden Zensur unterworfen und tabuisiert werden. Es fehlt daher die praktische Wirkung der spontanen Diskussion, noch scheinen die Verfechter der offiziellen theoretischen

Linie akademischer Provenienz vorerst dazu bereit, das Prinzip, nach dem die Unterdrückung der Frau nur eine besondere Variante der kapitalistischen Unterdrückung sei, zu revidieren. Zwar ist diese Publizistik zu differenzierten Analysen fähig, wenn es um die Konditionierung der Frau durch die Macht des Kapitals geht,⁵ doch verfällt sie auf die abgegriffensten Slogans wie die Frau als Sprungfeder des sozialistischen Produktionsprozesses oder als «Verbindung der wissenschaftlichen Organisation der Arbeit mit dem Schöpfertum und der Initiative der Massen»,⁶ wenn es darum geht, die spezifisch häuslichen Aspekte des Problems anzugehen. Dabei fehlt es nicht an Daten, doch sie finden keine Verbreitung außerhalb eines strikt spezialisierten Problembereichs. Um ein Beispiel zu nennen: von den psychischen Kosten, die die Frau für ihre Integration in die Arbeitswelt zu zahlen hat, erfährt man aus in psychiatrischen Zeitschriften publizierten Daten, nach denen die Selbstmordrate der Frauen in den hochindustrialisierten Zentren proportional zu ihrer Eingliederung in den Produktionsprozeß während der fünfziger Jahre gestiegen ist.⁷ Doch diese Daten werden vorderhand keiner umfassenderen Diskussion unterzogen, denn sie sind dazu angetan, den Mythos der sozialistischen Arbeit in eine Krise zu stürzen. Unter diesen Umständen ausbleibender Debatte kommt der Literatur in dem Maße eine Sonderfunktion zu, als sie sich als Informationsquelle und Gegenbild zu der glorifizierenden täglichen Phrasensprache der offiziellen Presse, als Alternative zur Macht versteht, die tendentiell, auch unter Benutzung spezifischer der Regierung unterstehender Strukturen wie der DFD,⁸ sich zum alleinigen Sprecher der gesamten Problematik macht. So wird die Literatur zum bewußtseinsfördernden Paradigma für die Veränderungen im Verhältnis zwischen den Geschlechtern in der sozialen Realität und in den Vorstellungen, die Mann und Frau voneinander haben. Denn als Frau, die in der ersten Person spricht, hat die Schriftstellerin einen anerkannten Platz in der Literatur der DDR. Darin äußert sich sicher ein politischer Wille nach Unterstützung der Gleichberechtigung. Diese Werke enthalten ein reichhaltiges noch zu entzifferndes Material, das sich immer häufiger der rigiden Schreibweise des sozialistischen Realismus entzieht, um für eine Literatur zu sprechen, die Unbehagen und Anklage, Traum und Wunsch sozialisiert. So entwickelt sich in den letzten Jahren neben einer Typologie der weiblichen Figur, die sich auf die verschiedenen Momente der Integration der Frau von der Nachkriegszeit bis heute reduzieren läßt – von der begeisterten Gefolgschaft in den Erzählungen der fünfziger Jahre zur Kritik an der gleichzeitigen Übernahme der doppelten Rolle im Bereich von Produktion und Reproduktion der sechziger Jahre⁹ – vor allem in den Werken von Irmtraud Morgner und Christa Wolf, ein tiefergehendes Unbehagen, ein deutlicheres Unerträglichsein, was auch

ein politisches Unwohlsein verrät. Kritik an Gewohnheiten und die Entfaltung von Alternativen scheinen in dieser Phase einander zu ergänzen. Auf der einen Seite steht die Denunzierung, daß charakteristische Züge der bürgerlichen Psychologie überleben oder sich in neuer Form bilden:¹⁰ eine Instrumentalisierung der Erotik vonseiten des Mannes,¹¹ eine Verdinglichung des weiblichen Instinkts, kurz, eine unreflektierte Herrschaftstendenz auf Seiten des Mannes.¹² Dabei geht es um die Individuierung von «kapitalistischen Restbeständen»,¹³ die bekanntlich auch in den Anfängen des Sozialismus zu Beginn des 18. Jahrhunderts vorhanden waren,¹⁴ und die die Eigenschaft haben, der vollständigen Emanzipation der Frauen entgegenzuwirken. Auf der anderen manifestiert sich eine manchmal unbewußte Tendenz, sich den Verpflichtungen der Arbeitswelt zu entziehen,¹⁵ stellt sich die Frage nach dem Sinn einer Emanzipation, die sich als Eingliederung in die Welt des Mannes versteht, als «Promotion», die implizit die Auslöschung des Weiblichen und jeder Möglichkeit des Anderssein bedeutet. Dieser Aspekt besitzt die provozierende Energie eines impliziten Antagonismus, der nicht aus purem Zufall auf die Identifizierung von Mann und Machtstruktur, von Mann und Staatsgewalt hinausläuft:¹⁶ analog zu den Ereignissen in den westlichen Feministenbewegungen der siebziger Jahre stoßen wir hier auf ein weibliches Selbstverständnis, das nicht mehr gewillt ist, sich fügsam an eine vorgefundene Welt anzupassen, sondern zu einer konfliktierenden Position sich bekennt, ganz wie Antigone, als sie auf die Einladung, die Polis zu betreten, mit der Herausforderung des antiken Gegensatzes zwischen Frau und Staatsgewalt antwortet und der Polis den Rücken kehrt.¹⁷

Die Beschäftigung mit den Problemen der Frauenemanzipation ist natürlich nicht ausschließlich den schreibenden Frauen vorbehalten, sondern gehört zu der die siebziger Jahre charakterisierenden umfassenderen Fragestellung nach der Situation des Individuums in einer Welt, die es rapiden Veränderungen aussetzt. In den literarischen Arbeiten der letzten Jahre weichen die exemplarischen Überzeugungsversuche des vorigen Jahrzehnts (zwar mit einigen bedeutsamen Ausnahmen, man denke an *Christa T.* als Beispiel) komplexeren Geschichten, die häufig im Rahmen des *Geschlechtertausches* eine Vielfalt von Lebensmöglichkeiten explorieren, die angefangen von einer problematischen Einfügung in die Männerwelt bis zum taktischen Verzicht auf die physische Heterosexualität reichen: das ist die Situation von Waleska, der Protagonistin einer Episode in Irmtraud Morgners Roman *Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz* (1974), der es nach einer Reihe von Fehlschlägen, die ihr als Frau (sogar auch in Moskau!) zustoßen, gelingt, unter der Bedingung des Verzichts auf ihre physische Weiblichkeit zu dem Mann, den sie liebt, eine gute Beziehung zu haben. Freundschaft scheint

möglich nur unter Menschen gleichen Geschlechts, oder besser gesagt nur unter Männern: die Frauen – so sagt Morgner – haben in ihrer gehetzten Eile zwischen Haus und Arbeit gewiß nicht die Zeit, um Freundschaften zu pflegen. Zu den gleichen Schlußfolgerungen kommt Sarah Kirsch in einer Erzählung, die in *Blitz aus Heiterem Himmel* (1975), einer Anthologie mit interessanten Beobachtungen über das Thema Geschlechtertausch, veröffentlicht ist. Die Schwierigkeit eines Mannes zum Beispiel, die gesetzlich garantierte Gleichheit unter den Geschlechtern zu akzeptieren, steht im Mittelpunkt einer Erzählung von G. de Bruyn mit dem Titel *Geschlechtertausch*. Der Autor zögert hier nicht, einen gewissen geschlechtsgebundenen Militarismus zu kritisieren: «Für die Hand des Mannes hat die Natur das Schwert bestimmt ... Zum Mann gehört der Sieg, zumindest über die Frauen». ¹⁸ Die Zitate entstammen dem Geist dumpfer Bürovorsteher, die sich dauernd auf der Suche befinden nach weiblicher «Stallwärme», um ihre kompromittierte Männlichkeit angemessen zur Geltung zu bringen. Gleichzeitig bemerkt de Bruyn, wie die Frau unter dem Druck eines jahrhundertalten «Hungers nach Anerkennung» im allgemeinen diesen Einstellungen entgegenkommt. Die gleiche These wurde viele Jahre zuvor in einer anderen Analyse des Geschlechterverhältnisses, im *Orlando* von Virginia Wolf, formuliert, und sie wird auch vom ostdeutschen Feminismus wieder aufgenommen:¹⁹ das Bedürfnis nach «Anerkennung», nach Zustimmung, bedingt, daß das Leben von Paaren sich in den Grenzen von vorformulierten Modellen bewegt, so daß die Identität des Einzelnen die Summe der Reaktionen, die andere auf ihn haben, nicht übersteigt. Die sich daraus ableitenden Interaktionsformen sind derart komplex, daß sie zu schweren Traumata führen, wenn ihr Funktionieren in Frage gestellt ist: mit andern Worten, Emanzipation gelingt nur, wenn sie gleichzeitig von beiden Geschlechtern akzeptiert wird.

Aus den Werken der siebziger Jahre entnimmt man eine kritische Einstellung zu den stark patriarchalischen Zügen, wie man sie in der DDR noch verbreitet vorfindet. Sie äußert sich durch detaillierte Beschreibungen von «inneren Verhältnissen», von täglichem Verhalten, einem Gemisch aus kleinbürgerlichen und fast pharisäerhaften Elementen, das von der weihnachtlichen Gemütlichkeit bis zum häuslichen Autoritarismus reicht.²⁰ Im Vordergrund stehen gewollt unpolitische Aspekte; darin äußert sich meines Erachtens ein Protest gegen die bürokratische Beeinflussung und gegen den herrschenden Leistungsdruck: in den offiziellen Publikationen zur Lage der Frauen wird die Notwendigkeit der Teilnahme am Arbeitsprozeß als Voraussetzung für ihre Anerkennung als historisches Subjekt unterstrichen,²¹ doch die von Sarah Kirsch interviewte Arbeiterin empfindet den langen

Mutterschaftsurlaub, den ihr die Geburt von Zwillingen verschafft hat, als die glücklichste Zeit ihres Lebens.²² Die Einstellungen reichen von der Mutterschaft als autarker Regenerierung – auch Morgner schreibt «Frauen sind autarke Systeme»²³ –, als Sehnsucht nach dem verlorenen Körper, bis zur Ablehnung des sozialen Arbeitsmythos und der Assimilierung an die männliche politische Ökonomie.

Doch im *Selbstversuch*, der von Christa Wolf in der Anthologie über den *Geschlechtertausch* publizierten Erzählung, tauchen Elemente einer Wiederauaneignung des Weiblichen auf, in denen ein gänzlich Anderes anklingt.

II

Eine Wissenschaftlerin der Berliner Akademie der Wissenschaften bietet sich für einen Versuch an, in dem ein neues Präparat, das die Eigenschaft besitzt, weibliche in männliche Geschlechtsmerkmale umzuwandeln, ausprobiert werden soll. Während der Beschreibung dieser Verwandlung in ihren aufeinanderfolgenden Stadien befragt die Autorin, im formalen Stil des wissenschaftlichen Protokolls, die subtilen Interaktionsmechanismen, die die «männliche» und die «weibliche» Identität, oder besser die Ideologie der Männlichkeit oder der Weiblichkeit, determinieren, indem sie dem Wechselspiel der Geschlechter folgt und die gegenseitige Konditionierung unter ständig wechselndem Beobachtungspunkt aufzeigt. Im Verlauf der Erzählung verändert das weibliche Erzählerische schrittweise seinen Gesichtspunkt unter Aufrechterhaltung einer Selbsterinnerung; das geschieht weniger durch eine «Tarnkappe» oder die sich bildenden männlichen Körperformen, sondern vielmehr durch die Tendenz, sich entsprechend den Erwartungen der Umwelt als Antwort auf äußere Stimuli zu «konstruieren».

Die Struktur der Erzählung nimmt dadurch die Form eines Prismas an, das die «Person» in ihre primären Elemente zerlegt: *Maske. Rolle. Wirkliches Selbst* (S. 126). Durch diese sorgfältige und geduldige Filterung gelingt es der Wolf nicht nur, die kleinbürgerlichen Schwächen und gefährlichen konformistischen Haltungen der gut bezahlten sozialistischen Intelligenz zu identifizieren, sondern auch die Verheerungen einer als Anpassung an die «blinde» Männerwelt ökonomischer Rationalität verstandenen Emanzipation der Frau zu benennen: die Kritik am eingeschliffenen Verhalten überschneidet sich mit der Negation des Bestehenden, die bewußte Erfahrung des Anderssein der Frau stellt, wie wir sehen werden, die sozialen und politischen Grundlagen der gesamten Gesellschaft in Frage, indem es Abgründe öffnet, die sich zur totalen Dissidenz ausweiten. Die Erzählung spielt im Jahr 1993.

Vom rituellen Nelkenstrauß, der bei den großen zeremoniellen Anlässen der DDR nicht fehlen darf, gekrönt, wie vorhergesehen ans Berufsgeheimnis gebunden, gewissenhaft auf Blättern vorgeschriebenen Formats protokolliert, ist das Experiment geglückt: eine Frau, ledig, 33 Jahre, gesund und intelligent ist «ohne unerwünschte Nebenwirkungen» in einen Mann verwandelt worden. Die Stadien der Umwandlung werden vom Versuchsobjekt in erster Person in allen Einzelheiten geschildert.

Die Erzählung hat also die Form eines Protokolls, das für den Professor, der das Präparat entwickelt hat, «einen der großen Männer dieses Jahrhunderts», bestimmt ist. Doch das Protokoll widerspricht sich schon in den ersten Zeilen, obwohl es seinen strengen und aufs Wesentliche gerichteten Stil beibehält: in einer typischen männlichen Sprache – der des wissenschaftlichen Berichtes – werden nicht verlangte «Bemerkungen» eingeflochten, die die lineare Form des vorgeschriebenen Protokollstils stören, die Ergebnisse in Frage stellen und das Scheitern des Experiments ankünden. Das erzählende Ich bricht durch und enthüllt sich: ein aus der Reise in die Männerwelt zurückkehrendes Ich, geflohen vor der «Drohung, Mann zu bleiben», durchläuft rückwärts, mit Ironie und Spott, den von der Wissenschaft vorgezeichneten Weg. Auf diese Weise wird die «unwirkliche Neutralität» des Protokolls unentwegt verletzt durch einen Prozeß der Selbstreflektion, der die «Lücken füllen», die unterirdische Wahrheit suchen und die Gründe rekonstruieren soll, die eine Frau zu der «Tollheit» der Selbstverleugnung gebracht haben.

Die Untersuchung geht in erster Linie um die «emanzipierte» Frau, die *career woman*, wie sie durch die Gestalt der Wissenschaftlerin in einer Vielfalt von Situationen, die sie als Opfer und auch Komplizin des Systems männlicher Vorstellungen zeigen, minutiös beschrieben wird. Als Opfer, sofern sie der physischen und psychischen Anstrengung unterworfen ist, die die gehetzte und gleichzeitige Übernahme von verschiedenen Rollen mit sich bringt: als eine der Frauen, die «zwischen Mann und Arbeitsdrang, Liebesglück und Schöpfungswillen, Kinderwunsch und Ehrgeiz ein Leben lang zickzack laufen wie eine falsch programmierte kybernetische Maus» (S. 112). Sie ist ebenso Opfer der männlichen Widerstände gegen ihren Eintritt in eine ihr traditionell verschlossene Welt, nämlich die der Wissenschaft, wie auch der instinktiven männlichen Tendenz, sie als sexuelle «Beute zu betrachten und sie der Unnatur und der Perversion zu zeihen, falls sie sich der Rolle des ehelichen Objektes für eine von Leckerbissen, Pantoffeln und Fernsehen abhängigen Männlichkeit, die sie an Neurose und Unterwerfung geknechtet will, widersetzt»²⁴ «Eine Frau, die den eigens für ihr Geschlecht erfundenen Kompromiß ablehnt; der es nicht gelingen will, den Blick

abzublenden und ihre Augen in ein Stück Himmel oder Wasser zu verwandeln; die nicht gelebt werden will, sondern leben: Sie wird erfahren, was schuldig sein heißt» (S. 109). Und um das Loch im Netz der männlichen Klischees zu finden, wird die Frau zur Komplizin. Von den Privilegien der Machtausübung angezogen, akzeptiert sie es, vom Mann auf dem Weg einer zynischen und entmenschlichenden Technologie «abgerichtet, geführt und vorangeschoben» zu werden. Als Eintrittspreis in die «Polis» introjiziert die «emanzipierte» Frau die «verdammte heilige Pflicht» durch die Negation ihres wirklichen Selbst: mit «versiegeltem» Mund muß diese nun in der Zitadelle der Macht begrabene Frau auf stumme und mimetische Weise die Rolle akzeptieren, die der Mann ihr zuweist, sich gläubig und gehorsam verplanen lassen, sich für Experimente opfern und die eigene Existenz nach einem ihr fremden Wertsystem leben. «Meinen Wert als Frau hatte ich zu beweisen, indem ich einwilligte, Mann zu werden» (S. 109). Doch einmal «auf dem anderen Planeten» gelandet, erwacht unvermeidlich und befreiend die negierte Kraft der Peripetie: die unterdrückte und latente Erinnerung an die «wie eine Katze in ihrer neuen Behausung zusammengerollte» Frau, ihre «alte Ungeduld» verbreiten sich ungehemmt und anarchisch. So wird sie zum «Spion» im Hinterland des Gegners, sabotiert «von innen die Strukturen der ökonomischen Rationalität», denunziert den «barbarischen Unsinn» des Experiments.

Hier zeigt sich die Polemik der Wolf gegen den *homo technicus*, der in der Erzählung vom Empfänger des Protokolls, dem «Professor», dargestellt wird, der als Spitze einer Hierarchie eindeutiges Symbol der für das Entwicklungsmodell der DDR verantwortlichen politischen Technokratie ist. Wir sind nicht nur weit entfernt von Ritas naiver Begeisterung für den ersten sowjetischen Sputnik, sondern auch von Christa T.s ängstlicher Unsicherheit gegenüber der wissenschaftlich-technischen «Revolution» der fünfziger Jahre. Die Anklage ist hier präzise und dokumentiert, der Antagonismus deutlich: Die Frau wird sich dessen bewußt, daß das Ganze der männlichen politischen Organisation die Idee der Menschheit selbst in Frage stellt durch eine Ausübung der Macht, die männlich unversöhnbar von menschlich, die Wissenschaft von der Wahrheit, die Rationalität vom Gefühl trennt: Die Autorin weigert sich, «an jener Arbeitsteilung mitzuwirken, die den Frauen das Recht auf Trauer, Hysterie, die Überzahl der Neurosen läßt und ihnen den Spaß gönnt, sich mit den Entäußerungen der Seele zu befassen (die noch kein Mensch unter dem Mikroskop gefunden hat) und mit dem großen, schier unerschöpflichen Sektor der schönen Künste. Während wir Männer die Weltkugel auf unsere Schultern laden, unter deren Last wir fast zusammenbrechen, und uns unbeirrt den Realitäten widmen, den drei großen W: Wirtschaft, Wissenschaft, Weltpolitik» (S. 129).

Diese Arbeitsteilung droht den Raum des «Menschlichen» zu reduzieren, die Phantasie in ihren Tiefen zu versteinern: daher stammt das ethische Bedürfnis der Wolf, das Innere dieser Welt, ihre unsichtbare Wirklichkeit zu entdecken, die im Zeitalter des herrschenden technokratischen Positivismus nur noch durch jene Qualitäten wahrnehmbar ist, die nur mehr als Eigenschaften des «Weiblichen» überleben. Deshalb denunziert sie die «Blindheit» der wissenschaftlichen Ansichten, die «in ihrem Fangnetz aus Zahlen, Kurven und Berechnungen die Welt dingfest gemacht haben», ohne sie jedoch «zu sehen», die sie im Gegenteil fliehen «wie einen ertappten Sünder, mit dem man sich nicht weiter einlassen muß» (S. 115). Es sind die Kategorien der wissenschaftlichen Abstraktion, gegen die sich Wolf wendet: die männliche Wahrnehmung will abstrakt, neutral, objektiv sein, um eine von subjektiver Sensibilität nicht verzerrte Kenntnis zu gewinnen. Doch gerade darin liegt ihre Beschränkung: wenn er den Menschen in sich unterdrückt, ist der Mann nichts weiter als eine Linse – ein Mikroskop, das, indem es die Wirklichkeit «zu einer unendlichen Aufzählung von Fakten» reduziert, diese nicht mehr wahrnimmt, sondern verbannt. Es ist nicht neu, die Kunst der Wissenschaft, die Ironie dem Gesetz, das Spiel der Macht entgegenzusetzen. Von Schiller über Schlegel zu Brecht fehlt es nicht an Beispielen. Es gibt sogar einen Passus im *Kleinen Organon*, der mit der Auffassung der Wolf vollkommen übereinzustimmen scheint: «Und hier, noch einmal, soll erinnert werden, daß es ihre [der Kunst] Aufgabe ist, die Kinder des wissenschaftlichen Zeitalters zu unterhalten, und zwar in sinnlicher Weise und heiter. Dies können besonders wir Deutschen uns nicht oft genug wiederholen, denn bei uns rutscht sehr leicht alles in das Unkörperliche und Unanschauliche, worauf wir anfangen, von einer Weltanschauung zu sprechen, nachdem die Welt selber sich aufgelöst hat. Selbst der Materialismus ist bei uns wenig mehr als eine Idee. Aus dem Geschlechtsgenuß werden bei uns eheliche Pflichten, der Kunstgenuß dient der Bildung, und unter dem Lernen verstehen wir nicht ein fröhliches Kennenlernen, sondern daß uns die Nase auf etwas gestoßen wird.»³ Doch mit der Denunzierung der Arbeitsteilung als Produkt der männlichen Macht verschiebt die Wolf – darin besteht die Neuheit – jede Möglichkeit zur Befreiung auf die Frau: in einer Zeit, in der das Natürliche von der Technologie verdrängt worden ist, ist sie diejenige, die eine Integrität bewahrt, ein Wissen vom Körper, ein Verständnis für die Bedeutung der Worte, der Töne und Farben, das verlorengegangen ist. Diese intakte Reserve an Menschlichkeit manifestiert sich durch die prismatische Struktur der Erzählung, die es der Wolf erlaubt, das wirkliche Selbst, das Tiefen-Ich, getrennt von Maske und Rolle, in die die Person durch äußere Einflüsse gedrängt wird, zu explorieren. So wird die Frau nach ihrer

Verwandlung in einen Mann, dem der Professor den Namen Anders wie einen Stempel aufdrückt, periodischen Kontrollen unterworfen. Solange ihr Selbstbewußtsein, ihre weibliche Besonderheit, nicht durch die Erwartungen der Umwelt gegenüber ihrem männlichen Äußeren beschränkt wird, assoziiert sie zu Worten, Farben und Bildern keine männlichen Vorstellungen: auf das Wort *Kind*, zum Beispiel, antwortet sie mit *weich* und nicht mit *schmutzig*, wie nach einiger Zeit, nachdem die Verwandlung auch die Psyche ergriffen hat, anders antworten wird. Nach Meinung der Wolf drückt sich das Anderssein der Frau vor allem in der Sprache aus: «Nie wäre ich, Anders, darauf verfallen, die gleichen Gegenstände mit denselben Worten zu benennen, mit denen ich, als Frau, sie einst bezeichnet hatte, wenn mir nur andere Wörter eingefallen wären» (S. 116). Und durch die Sprache bildet sich das gefestigte Selbstbewußtsein, sie webt den Ariadnefaden, der die Frau zu sich selbst führt. Ihre «Ungereimtheit» (S. 113), ihre Dissonanz zur männlichen Welt, die «Neurose» sind Ausdruck eines sprachlichen und damit kulturellen Vorbehaltes, der sich als das dem Männlichen gegenüber Andere begreift, jedoch darauf verzichtet, eine mit der männlichen konkurrierende weibliche Logik zu entfalten, sondern vielmehr darauf abzielt, den theoretischen Apparat, der vorgibt, allumfassende und zwingende Wahrheiten zu liefern, anzuzweifeln und aus seinem Rhythmus zu bringen.

In diesem Sinn weist die Erzählung Analogien auf zu den Thesen des radikalen, vor allem des französischen Feminismus. So sieht beispielsweise die Irigaray²⁶ in der weiblichen Neurose die Möglichkeit, einen Ausweg aus der Stummheit und der mimetischen Anpassung an die männliche Gesellschaft zu finden durch einen anderen Gebrauch von Sprache und Gestik. Doch während die Irigaray die weibliche Sexualität nur in von Männern geschaffenen Modellen und Gesetzen verwirklicht sieht, fordert die Wolf eine authentische, biblische Sexualität der Frau, deren Erinnerung in der deutschen Sprache verlorengegangen zu sein scheint. *Feminam cognoscere* (S. 119) schreibt die Wolf, wahrscheinlich eingedenk der Tatsache, daß das Deutsche die einzige germanische Sprache ist, in der das Wort Frau zugleich die unverheiratete und die verheiratete Frau bedeutet. Hier klingt wiederum ein Brecht'sches Echo an: der Ironie über die von den Deutschen praktizierten Gleichsetzung von Sinnenfreude und ehelichen Pflichten im *Kleinen Organon* entspricht bei Wolf eine weibliche Lust zur Übertretung,²⁷ eine sexuelle Vitalität, die Mythos, Traum, Lachen, Sprache der Wünsche ist, der gegenüber der Mann sich verlegen «hinter wissenschaftliche Tests und Fragebogen verschanzt».

Wie manifestiert sich nun der männliche Logos? Fast wäre man versucht zu sagen, daß die Erzählung eine Negation des Bibelwortes *Verbum caro*

factum est darstellt, da die Form des männlichen Selbstverständnisses, in seiner gewollten psychischen Misere, eine fortwährende Verneinung von Gefühl, Gestik, sinnlichen Empfindungen, eben des menschlichen Körpers impliziert.

Wie schon gesagt, spannt sich der Erzählerfaden zwischen der weiblichen Stimme und dem Empfänger des wissenschaftlichen Berichts, Leuchte der Akademie der Wissenschaften. Der für eine entgegengesetzte Weltanschauung emblematische Abstand zwischen diesen beiden Figuren, die sich von der ersten bis zur letzten Zeile gegenüberstehen, steht nicht nur für die Sprachverschiedenheit zwischen Mann und Frau, sondern für unterschiedliche Kommunikationsformen selbst.

Zu Beginn des Berichtes nennt sich die Frau glücklich, daß die Worte ihr *wieder* (die Unterstreichung stammt von mir) zur Verfügung stehen. Der Übergang in die männliche Welt hat also den Verlust von Sprache und Sinn gekostet, und das zeitweilige Eingefangensein in die Ausdrucksweisen von Maschinen und Kybernetik verlangt. So nimmt Anders nach seinem Erwachen als erstes Objekt eine elektronische Uhr wahr, während der Professor gerade das Labor verlassen hat, dem Chirurgen gleich, der den noch in der Narkose schlafenden Patienten auf dem Operationstisch liegend verläßt. Von diesem Moment an dreht sich die Erzählung um den Versuch, zu dem Professor, dessen Distanz und Unerreichbarkeit ständig hervorgehoben werden, Kommunikation und Kontakt zu finden: die männliche Macht manifestiert sich als okkulte, als Allgegenwart, die eher an ihrer Wirkung als an ihrer physischen Präsenz erfahren wird, als Sender mit nicht verbalen Signalen. Das Licht im Arbeitszimmer wird ausgelöscht wie ein Signal, als Anders, in seinem neuen Körper allein, das erleuchtete Fenster mit den Blicken sucht. Der schwarze Tatra verschwindet leise aus dem Hof des Instituts. Am Telefon läßt sich nur das Geräusch des Atems erkennen. In einem von Beobachtern, Hochspannungsmasten und Fernsehantennen beschlagnahmten Raum schließt die berichtende Funktion der Botschaft die Mitteilung von Gefühlen aus; durch die Nichteinmischung (S. 116), der Kardinaltugend der Männerwelt, wird eine Kommunikation aus Zeichen und «unfehlbaren» numerischen Daten hergestellt.

In dem Dialog, den die Erzählung vorschreibt, unterstreicht die Wolf die Eigenheiten der männlichen Sprache als beschreibend, neutral, in einer in Stereotypen erstarrten Gestik isoliert, als Sprache, in der Verstand und Vernunft auseinanderfallen und der deshalb die humanistische Erfassung der Wirklichkeit nicht mehr aussprechbar ist, sondern sie reduziert sich, losgelöst vom Sinnzusammenhang menschlicher Existenz zum Werkzeug totalisierender Information. Auch als der Professor in seiner fast als häusliche

Harmonie zu bezeichnenden, familiären Umgebung als persönliches Gegenüber erscheint, verrät die Autorin die Falschheit einer Beziehung, an der die Frau des Hauses nur als Spiegel des männlichen Narzismus teilhat. Sie benutzt dazu das Bild des Radarsystems, das auf die Welt der Technik verweist: «Lockere Gespräche also, Heiterkeit. Erleichterung auf der einen, Großmut von der anderen Seite. Maßvolle Beobachtungen. Ein schwer zu bestimmender Ausdruck im Gesicht Ihrer Frau, der mir erst jetzt zu denken gibt. Die gute Laune Ihrer Mutter, die Fröhlichkeit Ihrer Frau: geschickte Nachahmungen Ihrer eigenen guten Laune und Fröhlichkeit. Die beiden Frauen haben Sie mit hochempfindlichen Radarsystemen umstellt, die Ihnen auch die leiseste Ihrer Gefühlsregungen zutragen. Daß Ihre Frau ein spiegelberechtigtes Gesicht hat – das ist es. Und Objekt für den Spiegel: Sie wiederum Sie. Eine vollkommene Einkreisung» (S. 131).

Dieser doppelte Sprachkode – männlich und weiblich, außenstehend und teilnehmend, oder referierend und fühlend – überlagert sich auch im Verlauf der Erzählung mit einer größer werdenden zeitlichen Distanz des erzählenden Ichs vom Moment seines Eintritts in die männliche Welt. Zu Beginn wiegt der bestimmte und neutrale Ton vor, doch bald schon machen sich die ersten Abweichungen bemerkbar, als ob das erzählende Ich sich dabei ertappte, von dem Sprechkode abzuweichen, zu dem es der Berichtempfänger abgerichtet hat: «Verzeihen Sie, ich werde unsachlich» (S. 106). Bis die Beobachtung ambivalent und ironisch wird: «Haben Sie die Andacht gesehen, mit der unser kleiner Kybernetiker seinen Computer füttert?» (S. 120). Um in einem Aufruf zur Revolte zu enden: «Ohne es zu wissen oder zu wollen, bin ich doch Spion gewesen im Hinterland des Gegners und habe erfahren, was euer Geheimnis bleiben muß, damit eure bequemen Vorrechte nicht angetastet werden: daß die Unternehmungen, in die ihr euch verliert, euer Glück nicht sein können, und daß wir ein Recht auf Widerstand haben, wenn ihr uns in sie hineinziehen wollt» (S. 128).

Die Erzählung ist an diesem Punkt eine abgeschlossene Metapher. Hinter dem «erfindungsreichen Regelsystem» hat die Frau die graue Welt der Gleichgültigkeit entdeckt: in ihren elementaren Gewißheiten bedroht, fordert sie sich selbst bestimmendes historisches Subjekt das Recht auf Widerstand. Im Namen einer Neubegründung der menschlichen Beziehungen schlägt das erzählende Ich nun seinerseits einen Versuch vor, einen schwierigen Versuch, der nicht linear verlaufen kann, weil das Projekt eben nicht «wissenschaftlich» sein will.

Anmerkungen

- ¹ Giulia Niccolai in *Russky Salad Ballads & Webster Poems* (Torino: Geiger, 1977), S. 61.
- ² S. die vom C. E. R. M. veröffentlichte interessante Debatte *Les femmes aujourd'hui, demain. Semaine de la pensée marxiste* (Paris, 1975), p. 159–61.
- ³ Georgette Robert, «Simone de Beauvoir et le féminisme», *Magazine littéraire*, 145 (Februar 1979), p. 23. S. auch Simone de Beauvoir, *Tout compte fait* (Paris, 1972), p. 506.
- ⁴ In der Tat stimmen die Forderungen des radikalen bundesdeutschen Feminismus mit den Realisierungen der DDR überein. Dazu Lieselotte Mohl, «Frauen am Gängelband der Ideologie», *Frankfurter Hefte*, 1967, 1.
- ⁵ Helga Hoerz, «Die Rolle von Leitbildern im Kampf um die Gleichberechtigung der Frau im Kapitalismus», *Zeitschrift für Philosophie*, 1976, 6.
- ⁶ So Otto Eisenblaetter und Wilfrid Preller in «Theoretische Probleme sozialistischer Frauenpolitik», *Zeitschrift für Philosophie*, 1975, p. 1214.
- ⁷ K. H. Parnitzke, «Bemerkungen zum Selbstmordgeschehen der letzten Jahre», *Psychiatrie, Neurologie und medizinische Psychologie*, 1961, 11, p. 398.
- ⁸ Demokratischer Frauenbund Deutschlands, 1947 gegründet. Veranstaltet kulturelle und berufsausbildende Kurse für Kindererziehung, Pädagogik, Mode, Kosmetik u. a. Siehe *Die DDR stellt sich vor*, Dresden, 1971, S. 59.
- ⁹ Eine kurze Darstellung dieser Typologie habe ich versucht in: «Dall'imitazione alla crisi. La donna nella letteratura della RDT», *Studi Tedeschi*, 1979, XXII.
- ¹⁰ In dem Sinn, daß die Familie, traditioneller Ort der Konservation und der Reaktion, heute einen Schutz gegen die totalisierenden Tendenzen des Staates zu bieten scheint, und damit zum Ort gewollt unpolitischer Regeneration wird.
- ¹¹ «Die Erotik ist bei uns die letzte Festung des Mannes», schreibt I. Morgner, in *Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura* (Darmstadt und Neuwied, 1976), p. 112.
- ¹² Christa Wolf, in *Selbstversuch*, Erzählung, in *Unter den Linden. Drei unwahrscheinliche Geschichten* (Berlin und Weimar, 1973).
- ¹³ Bahro sieht in der Unterdrückung der Frau, in der Herrschaft der Stadt über das Land und in der Ausbeutung der manuellen Arbeit die drei historischen Residuen kapitalistischen Ursprungs, die die Abschaffung des Privateigentums nicht zum Verschwinden gebracht hat. *Die Alternative* (Frankfurt/M., 1977), p. 64.
- ¹⁴ Eric Hobsbawn, «Uomo e donna nell'iconografia socialista», *Studi Storici*, 1979, 4.
- ¹⁵ In diesem Sinn interessant sind die von Maxie Wander publizierten *Interviews Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband* (Berlin, 1977).
- ¹⁶ «Staat als Übermann», schreibt Christa Wolf in einem Kommentar zu Maxie Wanders Buch (s. Anm. 15) in *Neue Deutsche Literatur*, 1977, 4.
- ¹⁷ Eine auch wegen der Gleichaltrigkeit mit Christa Wolf interessante Position vertritt R. Rosanda in *Le altre* (Mailand, 1979), p. 158.
- ¹⁸ *Blitz aus Heiterem Himmel* (Rostock, 1975), p. 22, 28.
- ¹⁹ Siehe Verena Stefan, *Häutungen* (Berlin: Frauenoffensive Verlag, 1975).
- ²⁰ Die bibliographischen Angaben sind in meinem Artikel in *Studi Tedeschi*, XX, 1, p. 55 zu finden.
- ²¹ Siehe das Nachwort von A. Auer zu *Blitz*, op. cit. p. 251.
- ²² Sarah Kirsch, *Die Pantherfrau* (Berlin, 1973), p. 122.
- ²³ In *Leben und Abenteuer*, op. cit. p. 165.
- ²⁴ Der Leser wird sicher darüber erstaunt sein, daß in der DDR die Ideologie der Männlichkeit

auch an die Aufnahme bestimmter Speisen gebunden ist. So passiert es dem erzählenden Ich in seiner männlichen Form, daß es von den Kollegen gezwungen «Eisbein mit Erbspüree essen mußte, was Doktor Rüdiger für den Beweis von eines Mannes Männlichkeit hält» (S. 111).

²⁵ in: B. Brecht, *Schriften zum Theater* (Frankfurt: Suhrkamp, 1957) p. 172.

²⁶ Luce Irigaray, *Ce sexe qui n'en est pas un* (Paris, 1977) p. 165.

²⁷ Durch die ganze Erzählung zieht sich eine ausgesprochene Ironie gegen eine in der DDR geheiligte Institution: die Ehe. So bittet zum Beispiel der Bewerber die Wissenschaftlerin, daß sie doch ein wenig weiblicher, ein bißchen eifersüchtiger und possessiver sein möge. «Ob ich ihm denn nicht ein kleines bißchen entgegenkommen könne. Worauf ich ihn fragte wohin. In eine gemeinsame ferngeheizte Dreizimmerwohnung? Zu gemeinsamen Fernseh-abenden und den ewigen Geburtstagsfeiern im Kreise seiner großen Familie? Am nächsten Morgen übernahm ich die Leitung unserer Gruppe» (S. 108). An anderer Stelle ironisiert die Wolf die männliche Mißbilligung einer Frau, die es ablehnt, sich zu verheiraten: Strafe «für meinen gottverdammten Hochmut natürlich. Für das schlechte Beispiel, das ich anderen Frauen durch meine freiwillige Ehelosigkeit geliefert hatte, so der um sich greifenden Ehe-Unlust des schwachen Geschlechts Vorschub leistend und die Rebellion gegen die Langeweile und Unproduktivität der Ehe verstärkend» (S. 112).